



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelf. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auch beim Geschmacksinn gehen Volksnatur und jugendliche Natur nicht weit aus einander. Gewissermaßen ist *multum, non multa* der unbewußte Wahlspruch beider; daß er eigentlich nie so viel zu essen bekommt, wie er sich wünscht, ist die normale Überzeugung eines rechten Knaben oder jungen Burschen, und auch beim Volke wird ja wohl durchweg viel mehr Begierde übrig bleiben, als befriedigt wird, und Wunsch und Phantasie ergehen sich gern in gewaltigen Mäßen, wie denn auch Festfreude nicht sein kann ohne eine Masse der Speisen und Getränke und namentlich eine schwelgerische Zusammenstellung der an sich unvereinbarsten Gaumengenüsse (mag es nun auf Sauerkohl mit Dörrobst hinauslaufen oder Spickaal mit süßen Pflaumen usw). Die Nationalgerichte der einzelnen Landschaften entsprechen hier den Leibspeisen der Kinder, für die diese Lieblingspeisen wirklich ein Gegenstand sehnüchtigen Entzückens sind, nicht bloß, wie bei den Ausgereiften, ein gelegentlicher Reiz neben andern; so giebt das Nationalgericht, wie geringwertig es auch an sich sein mag, doch eine immer wiederkehrende Befriedigung, der Tag in der Woche, wo es wiederkehrt, ist ein Festtag, und in dem Duft der kreischenden Pfanne vergißt die ganze Familie eine Zeit lang ihre Kümmeris und vielleicht ihren Unfrieden. Man vermag auf dieser Stufe noch mit dem ganzen Herzen zu lieben, auch Speisen — oder wenigstens Speisen. Von der Liebe zu Getränken wollen wir nicht reden, da diese Liebe, zur Leidenschaft gesteigert, keineswegs nur das Volk durchdringt, und da die Gewöhnung an ungeheure Maße bei diesem Genuß unsern Gebildeten so wenig fremd ist, daß hier die Kluft zwischen ihnen und dem Volke aufs vollkommenste überbrückt erscheint.

(Fortsetzung folgt)



Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

2



otthelfs erstes Werk „Der Bauernspiegel“ ist die Geschichte eines frühverwaisten Bauernknaben, richtiger Bauernentfels, der von der Gemeinde aus „verthan“ wird, allmählich zum Knecht erwächst, als solcher viel erlebt, darauf in französische Dienste geht und nach der Julirevolution in seine Heimat zurückkehrt, deren Zustände dann geschildert werden, ohne daß die Erzählung noch viel fortschritte. „Bauernspiegel“ heißt das Werk insofern mit Recht, als vor allem das Ver-

hältnis der Bauern zu ihren Diensten und damit allerdings das gesamte bäurische Leben gespiegelt wird. Gotthelf, der Held, der sich nach und nach einige Bildung erworben hat, erzählt selbst, das Werk ist also ein Ich-Roman und hat auch die Vorzüge und Schwächen dieser Form. Das Hauptinteresse knüpft sich an die Kindes- und Knechtschicksale Gotthelfs und an seinen alle Jährlichkeiten bestehenden, von Grund aus tüchtigen Charakter. Im allgemeinen ist dem Dichter die Belebung des Ganzen durch Einzelheiten gelungen, die reiche Detailirung der spätern Werke hat dieses aber noch nicht, es bleibt hier und da skizzenhaft, der für alle biographischen Romane bezeichnende Faden, auf dem die Ereignisse aufgereiht werden, tritt bisweilen kahl hervor, auch schlüpft in den räsonnierenden Abschnitten bisweilen der Pfarrer Vigizius in das Gewand Jeremias Gotthelfs. Die Zeitgenossen empfanden vor allem die Schärfe der Zeichnung, die Derbheit und Rücksichtslosigkeit des allerdings von der unerschütterlichsten Wahrheitsliebe erfüllten Werkes als neu und ungewöhnlich, auch wohl unangenehm. Es sind auch teilweise böse Zustände geschildert, aber doch kaum so unverhüllt wie in dem modernen Naturalismus. Auch erscheint es uns etwas übertrieben, wenn Vigizius selber meinte, sein Spiegel zeige nur die Schatten-, nicht die Sonnenseite des Bauernlebens; wir empfangen den Eindruck der Objektivität. Tendenz freilich hat das Werk, aber sie tritt, solange es noch etwas zu erzählen giebt, nicht aufdringlich auf, und jedenfalls überragt der „Bauernspiegel“ alle frühern volkstümlichen Tendenzwerke bedeutend an Wert, die alte dürftige rationalistische Weise, die im einzelnen belehren, nicht durch das Ganze mächtig packen und auf das gesamte Leben einwirken will, ist hier endgiltig überwunden. Erst wo die eigentliche Erzählung aufhört, treten auch Einzeltendenzen auf, und es ist für den mitten im Leben stehenden Pfarrer höchst charakteristisch, daß er eine Gesundung des Volkslebens von der Belehrung im — Wirtshause hofft, das Wirtshaus also für die Erwachsenen zu einer Bildungsstätte machen will. Mit Recht bemerkt C. Manuel, das Werk sei das Ur- und Vorbild, ja das Programm von Vigizius spätern Schriften, seine wichtigsten Bücher seien darin schon in nuce enthalten, aus einzelnen Kapiteln des „Bauernspiegels“ seien später größere Einzelwerke hervorgegangen: „Wir finden in diesen spätern Büchern, die meist solchen einzelnen wichtigen Verhältnissen gewidmet sind, keine Lebensseite, keine Beziehung, die nicht schon im »Bauernspiegel,« wenn auch nur mit ein paar Strichen, skizziert oder angedeutet worden wäre. So führen z. B. die »Leiden und Freuden eines Schulmeisters« das, was uns Gotthelf im »Bauernspiegel« über das Schulwesen erzählt, in einem eignen großen Gemälde aus; die »Armennot« illustriert das Kapitel von der Verdingung armer Kinder, von den »Hüterbuben« und den Mißbräuchen im Armen Erziehungswesen überhaupt. Die beiden »Ali« sind ein herrlicher Kommentar zum Verhältnis zwischen Meister und Diensthoten, wie es schon im »Bauernspiegel« in meisterhaften Zügen skizziert

ist. »Anne Bäbi Zowäger« erläutert die wichtigen Kapitel über Pfluscherei in der Medizin und in der Seelsorge. Der »Geltstag« führt den Unfug des Wirtshauslebens und dessen Einwirkung auf weitere davon berührte Verhältnisse aus. »Geist und Geld« zeigt die erhebende, patriarchalische Seite des reichen Bauernhauses, während der »Schuldenbauer« gleichsam die abschüssige Seite des Grundbesitzes schildert, das mühelose und vergebliche Ringen des ärmern ehrlichen Landbesitzers. Die »Käserei in der Befreunde« läßt uns einen tiefen Blick in die genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Verhältnisse des Dorflebens werfen. Im »Zeitgeist und Bernergeist« sehen wir den Konflikt der politischen Bewegung und Agitation mit dem Stillleben der Familie. In »Räthi« endlich erscheint das rührende Bild ehrlicher und gottvertrauender Armut im täglichen Kampf mit Not und Bedrängnis, und viele kleinere Erzählungen ergänzen diese großen Einzelbilder und Lebensseiten bald in diesem bald in jenem Stück.“ Einen eigentlichen Grundplan aber, wie bei Zolas „Rougon-Macquart“ oder auch nur Balzacs Comédie humaine darf man bei Vigius nicht suchen. Er wußte zwar, daß der „Bauernspiegel“ nur eine Vorarbeit sei, nicht ohne Folge bleiben dürfte, aber alle seine Werke wurden aus dem sich nach den Zeitumständen einstellenden innern Bedürfnis, praktisch zu wirken, geboren.

Das gilt auch von dem zweibändigen Werke „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ (1838/39), das man nun schon mit mehr Recht als den „Bauernspiegel“ einen naturalistischen Roman nennen kann. Hier haben wir die Darstellung des Menschen als Berufsmenschen, die ganz genaue Schilderung des „Milieu“ und das Abhängigmachen des Einzelnen von diesem „Milieu“, das der moderne Naturalismus von vornherein zur Erreichung wahrer documents humains gefordert hat. Aber natürlich verdankt das Werk seine Entstehung nicht einem ästhetischen Bestreben, sondern einzig und allein dem Verlangen, auf die Schulverhältnisse der Heimat einzuwirken, womit der engste Anschluß an die Wirklichkeit geboten war, freilich noch nicht die lebensvolle menschliche Entwicklung, die der Dichter obendrein gab. Die Form des Romans ist wieder die biographische, die ja eben die bequemste ist, und auch hier hat Vigius seinem Helden, dem Schulmeister, den er im übrigen nicht über die damals gewöhnliche Stufe seines Standes emporhebt, etwas zuviel von seinen eignen Gedanken in den Mund gelegt, zum Schaden natürlich der künstlerischen Bedeutung des Werkes. Künstlerisch-reine Form gewinnen Gotthelfs Werke immer nur insoweit, als sie sich unbewußt aus dem Bestreben, wahr, schlicht und kräftig zu erzählen, d. h. zu wirken, ergibt, dagegen beruhen Charaktere und Vorgänge seiner Erzählungen, alle erzählenden Einzelheiten meist auf dichterischer Anschauung, hier liegt seine Stärke. Das merkt man zuerst beim „Schulmeister.“ Auf den Inhalt will ich nicht näher eingehen; nur soviel, daß der Roman zunächst eine geistige und sittliche Bildungsgeschichte ist, und zwar eine

höchst ursprüngliche, daß aber auch da, wo die Schulreformfragen auftauchen, die damals die Zeit bewegten, das reinmenschliche Interesse nicht oder doch nur selten in den Hintergrund gedrängt wird. Dafür sorgt schon die Gestalt der Mädeli, der erste breiter und tiefer ausgeführte weibliche Charakter Gotthelfs, der sofort seine ungewöhnliche Kenntnis der Frauennatur zeigt. Man kann ihn hier ohne weiteres mit seinem jüngern Landsmann Gottfried Keller vergleichen, der ja auch als Meister auf dem Gebiete der Frauenschilderung gilt; ich glaube kaum, daß Gotthelfs gelungne Frauengestalten denen Kellers an Zahl, Reiz und Mannichfaltigkeit nachstehen. Es ist wohl eine gemeinschaftliche Ursache anzunehmen, warum den beiden Schweizern die Frauen so gelingen, und ich finde sie eben in ihrem Schweizertum: weil die Männer so nüchtern und berechnend sind, flüchtet sich alles, was Gemüt und Poesie ist, zu den Frauen (deren Grundzug freilich dennoch eine heitere Verständigkeit bleibt), und die Dichter empfinden das natürlich und halten es für ihre Aufgabe, es in ihren Darstellungen stark hervortreten zu lassen.

Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ wurden nicht so freundlich aufgenommen wie der „Bauernspiegel,“ was wohl am Stoff lag, doch machten sie Gotthelf zuerst in Norddeutschland bekannt, wo vielfach ähnliche Schulverhältnisse herrschten wie in der Schweiz. Heute wirkt das Buch namentlich auch als kulturgeschichtliches Werk, jeder Geschichtschreiber kann ihm ruhig den Stoff zu einer Charakteristik der Schule der guten alten Zeit entnehmen. Trotz dieser berufsmäßigen Einzelheiten — die wieder sehr reich an ewig giltiger pädagogischer Weisheit sind — ist der „Schulmeister“ aber auch heute noch menschlich durchweg lebendig, ein Beweis, daß der naturalistische Roman, wenn er nur wahrhaft gegenständlich gehalten ist, nicht viel früher veraltet als der idealistische. Ein wenig Anstrengung wird es den Durchschnittsleser immerhin kosten, sein Interesse die ganzen zwei Bände hindurch gleichmäßig aufrecht zu erhalten, aber sicher lange nicht so viel, als etwa beim Lesen gleichzeitiger Werke von Gutzkow oder Laube. Das ist freilich nicht das Verdienst der naturalistischen Weise Gotthelfs, sondern seines größern Talents.

Dem Naturalismus im modernen Sinne, dem „grelle“ Naturalismus, der eine Vorliebe für verkommene Menschen, für trostlose, ja grauenhafte Verhältnisse hat, kommt unter Gotthelfs Werken die kleinere Erzählung „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen“ (1839) am nächsten; hier ist man in der That in der Region des Zolaschen „Affommoir,“ ja ich möchte sagen, daß kaum irgend etwas bei Zola von so schrecklicher Wirkung ist wie diese Gotthelfsche Branntweingeschichte; selbst Tolstois „Macht der Finsternis“ und Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ scheinen mir dahinter zurückzubleiben. Aber so nahe hier auch Gotthelf dem modernen Naturalismus kommt, er hat doch nicht die krankhafte Neigung, Schauergeschichten aus dem wirklichen Leben zu erzählen, die unsre Modernen auszeichnet, die lobenswerten

Bestrebungen, die sie ja auch verraten, mischen sich bei ihm nicht mit geheimen Lustgefühlen, es ist wieder die soziale Tendenz und nur die Tendenz, der Kampf gegen den Branntwein, was den Schweizer Schriftsteller zu seiner rückhaltlosen Darstellung treibt. Diese Darstellung hat nicht die Breite, die die Modernen im allgemeinen lieben, die schauerlichen Züge sind nicht in dem Maße gehäuft und ausgemalt wie bei ihnen, überall ist nur das Notwendige gegeben, aber in lapidarer Weise, und gerade das vertieft vielleicht den Eindruck, wir spüren nicht die abstumpfende Wirkung, die die Häufung von Widerlichkeiten übt, das Grausen bleibt bis zum Schluß der Geschichte lebendig. Und auch insofern ist Gotthelfs Darstellung ergreifender als das meiste von den „Modernen,“ als er die Geschichte der fünf Mädchen, von denen jedes ganz eigentümliche Züge trägt, bei aller Kürze doch durch alle Stufen verfolgt, alles erklärt, nirgends richtet, weder die moderne Übertreibung, die jede Dirne zum Typus machen möchte, noch die modernen Sentimentalitäten einführt. Überall sehen wir unbedingte Naturnotwendigkeit, die wir z. B. in Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ nirgends zu sehen brauchen. Um von diesem Naturalismus wenigstens eine Probe zu geben, teile ich die nachfolgenden Stellen mit:

Das zweite Mädchen hieß Elisabeth und war eine dicke, eingesteckte Gestalt, die man zu einem Sauerkabisstümpel füglich hätte brauchen können, unbeholfen und schwammig. Die Arme waren wie Maßb'istryche (Maßabstreichcylinder) im Leibe eingesteckt und sahen verblüfft von den Schultern in die Luft hinaus. Das Gesicht war rotbräunt (von düsterem, unreinem Rot), gleich aber einer Pflaume, welche eine Grämplerin (Hölerin) zum Fingerle (Betasten) zurechtlegt, damit ihre Kunden ihr an den andern Pflaumen den Tau nicht abwischen. Die gemeinste Sinnlichkeit guckte sogar aus den Nasenlöchern, und die Augen sahen so klebrig an jedem Burschen auf, als wenn sie wie Harz sich ihm anschnieren wollten.

Neben den Mädchen hatten sich einige Bursche aufgepflanzt, auch die begannen zu ramfen, und die dicke Elisabeth ruhte nicht, bis auch sie Karten hatte und mitspielen konnte. Da lag das Mensch nun über den Tisch herein, dick und geil, und man wußte nicht, woran es größeres Wohlgefallen hatte, an den schmutzigen Reden, den schmutzigen Burschen, den schmutzigen Karten oder dem stinkenden Branntwein.

Das ist die nacktste Natur, die roheste Wirklichkeit, wie sie drastischer und gegenständlicher keiner der Modernen schildert, aber Gotthelf, so massenhafte Züge ihm auch zur Verfügung stehen, schwelgt nicht darin, er erzeugt den charakteristischen Eindruck, und dann hört er auf.

Die Geschichte hat bei ihrem Erscheinen viel Widerspruch erregt, nach ihrer ästhetischen Seite ist sie wohl noch nie gewürdigt worden; heute können wir ruhig sagen, Gotthelf hat bewiesen, daß Verhältnisse dieser Art von der Darstellung nicht auszuschließen sind, daß sie freilich in gedrängter Kürze anders wirken als in voller Breite. Seine gedrungne Darstellung läßt den Verdacht, daß es auf Erregung des Wohlgefallens an bedenklichen Dingen

abgesehen sei, gar nicht aufkommen, sie trägt auch nicht den Charakter des Willkürlichen, den wir bei der minutiösen modernen Manier, wo zuletzt ein Zug den andern totschlägt, nicht verkennen können, sie leistet, was sie soll, giebt, von ihrer Tendenz ganz abgesehen, treffende Bilder zur Naturgeschichte des Menschen, die freilich durchaus düster wirken, auf die aber doch auch die Kunst, schon im Interesse ihrer Allseitigkeit, nicht verzichten darf, wenn es auch bedenklich ist, ihnen einen zu breiten Platz einzuräumen.

Einen ähnlichen Stoff wie in den „Fünf Mädchen“ behandelte Bizius bald darauf in „Dursli, der Branntweinsäufer,“ wohl dem ersten europäischen Buche, worin der Zusammenhang zwischen der niedrigsten demagogischen Politik und der Branntweinkneipe dargestellt wird. Der Wert des Buches beruht jedoch namentlich auf den gelungenen Familienbildern, und dementsprechend ist auch ein glücklicher Ausgang gegeben. Er wird durch eine nächtliche Vision des Säufers herbeigeführt, die von der gewaltigen Phantasie Gotthelfs Zeugnis ablegt. Wenn man will, hat man hier etwas wie eine naturalistische Traumdarstellung in der Art von Hauptmanns „Fannele,“ sodaß also auch diese bei ihrem Auftreten als durchaus neu angepriesene Gattung gewissermaßen von Gotthelf vorweggenommen ist.

Im Jahre 1841 erschien dann „Uli der Knecht,“ das Werk, das noch heute unter Gotthelfs Werken das bekannteste ist und für sein Meisterwerk gilt. Es ist seine erste große Arbeit (denn die „Fünf Mädchen“ und der „Dursli“ sind geringern Umfangs), in der die biographische Form aufgegeben und nur ein Lebensabschnitt des Helden, der freilich noch immer an fünfzehn Jahre umfaßt, dargestellt ist. Uli, ein Bauernknecht, arbeitet sich unter der Leitung eines tüchtigen „Meisters“ von einem „Sudel,“ wie der Schweizer sagt, zu einem tüchtigen Menschen empor, der es zum Schluß ruhig wagen darf, ein großes Bauerngut zu pachten. Auch in diesem Roman zeigt sich Gotthelf als Naturalist. Uli, der Knecht, ist nichts weniger als eine ideale Gestalt; zwar hat er einen guten Grund, aber er ragt weder durch Klugheit noch durch Willenskraft besonders hervor; Gotthelf macht es ihm auch keineswegs leicht, etwas zu werden, er muß gewaltig arbeiten und viel Lehrgeld zahlen, ehe er Frau und Pachtung bekommt, wie denn Gotthelf sagt, er könne die Wunschhütlein nicht leiden, durch die die Romanschreiber ihre Helden glücklich zu machen pflegen. Das eben ist für den echten Naturalisten bezeichnend, daß er nichts mehr scheut, als dem gewöhnlichen Gange des Lebens, wie er sich durch Erfahrung nach und nach für ihn feststellt, irgendwie Gewalt anzuthun, während der bloße Realist noch mit dem wirklichen Leben frei schaltet und waltet. Aber Gotthelfs Naturalismus ging nun auch wieder nicht so weit, oder vielmehr er hatte nicht die moderne pessimistische Färbung, daß er vor allem das Dunkle und Widrige dargestellt hätte, sondern der Dichter stellte, schon seiner gesunden Tendenz wegen, ein natürliches Verhältnis zwischen dem

Streben und dem Erfolg her und vergaß auch nicht, daß im Menschenleben jederzeit das Glück sein Gewicht in die Waagschale werfen kann, wenn er auch dieses Glück Gottes Segen nannte. Im allgemeinen trägt „Uli der Knecht“ einen durchaus heitern Charakter, was zum Teil auch ein Verdienst der Form ist, da zwar das Ganze keineswegs komponirt, aber doch jedes Kapitel leidlich abgerundet und als geschlossenes Bild hingestellt ist. Dabei bricht die Erzählung niemals ab, es führen nur oft wenige Sätze über Jahre hinweg. Es fehlt nicht an derben Szenen, wie sie der Naturalist, der den ganzen Umfang des menschlichen Lebens, hier des derben Bauernlebens, zu entrollen hat, nicht vermeiden kann. Besonders über die eine Szene, wo zwei eifersüchtige Mägde einen großen Mistpützenkampf ausfechten, ist oft die Nase gerümpft worden; sie ist aber durchaus an ihrem richtigen Platze und sticht aus dem Ganzen keineswegs unangenehm hervor. Wie die Derbheit, so fehlt auch die natürliche Poesie des Bauernlebens nicht, und um die Gestalt der Breneli in diesem Romane schlingt sie sogar üppige Zweige, ja von da an, wo sich Uli nach manchen Irrungen ganz zu Breneli wendet, ist fast das ganze Werk lautere Poesie, ohne daß man einen Abfall vom Naturalismus merkte. Wo hätte ein neuerer naturalistischer Dichter etwas geschildert wie das jungfräulichstolze Mißtrauen und Sträuben Brenelis gegen die Bewerbung Ulis? Was ist Gerhart Hauptmanns so gefeierte Liebeserklärungsszene in dem Schauspiel „Vor Sonnenaufgang“ gegen die zwischen Uli und Breneli? Wo wäre je ein Hochzeitstag schöner geschildert worden als der dieses Paares? Die wunderbare Gabe Gotthelfs, Natur und Mensch auf eine Saite zu stimmen, zeigt sich in diesem Roman zuerst vollständig ausgebildet, vor allem erscheint hier aber auch die Charakteristik auf ihrer Höhe, und ein mächtiger, weil aus den Menschen und Dingen selbst entspringender, nicht in sie hineingetragener Humor. Nicht bloß Uli und Breneli, auch die weniger sympathischen Gestalten des Romans sind Prachtleistungen dichterischer Charakteristik, vor allem Wetter Soggeli, seine Tochter Elisi und deren späterer Mann, der Baumwollenfabrikant, der Wirt Johannes und seine Trinette. Freilich die Tendenz fehlt bei diesem Werke so wenig wie bei den andern, es soll gezeigt werden, daß Fleiß und Treue noch zu etwas führen in der Welt. Doch ist nichts Kleinliches darin, die Gesamtanschauung nicht beschränkt, wie das auch der bei Gelegenheit dieses Romans gethane Ausspruch des Dichters zeigt: „Uli ist eigentlich nur das erste Bild einer ganzen Reihe. Es ist ein eignes Feld, Dienstboten durch vieler Meister Häuser zu führen. In den Memoiren einer Köchin läßt sich das ganze Leben einer Bürgerschaft aufrollen.“ Seine sozialen Bestrebungen hatten Vigizius eben dazu geführt, die Welt auch einmal von unten statt von oben anzusehen, und zwar nicht im Dienste niedriger Komik, wie das wohl ehemals schon geschehen war, sondern bitter ernsthaft — wer wollte leugnen, daß es einmal nötig war? Daß noch eine Zeit kommen würde, wo man die Welt ziemlich allgemein

vom Standpunkt nicht einer Köchin, aber einer Dirne betrachten würde, konnte er freilich nicht ahnen. Dirnen sind freilich „interessanter“ als Köchinnen und, wie alles Extreme, auch leichter zu schildern.

Auf den „Uli“ folgte eine Reihe „Bilder und Sagen aus der Schweiz,“ auf die ich später, bei den kleinen Erzählungen kommen will. Zugleich mit diesen „Sagen“ wurde die große Erzählung „Geld und Geist“ veröffentlicht, eigentlich zwei leidlich gut verbundene Erzählungen, von denen die erste einen späten Ehezwist, der durch einen größeren Geldverlust des Mannes entsteht, die zweite eine Liebesgeschichte behandelt. Das Ganze ist, wie Manuel richtig sagt, „ein Familiengemälde von tiefster Anlage,“ jedenfalls das reinste und „poetischste“ von Gotthelfs Büchern, wenn man das Zarte, Liebliche und Rührende vor allem als Poesie ansehen will. Vor allem zeigt sich hier seine große psychologische Kunst, seine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, aber auch schon eine gewisse, später noch wachsende Neigung des Schriftstellers, auf Nüchternheit hinzuwirken, die im Bunde mit seiner Lust am Predigen den künstlerischen Wert seiner Werke manchmal stark beeinträchtigt, ohne die aber der Mann nun einmal nicht denkbar ist. Dabei bietet aber auch „Geld und Geist“ wieder eine Reihe außerordentlich anziehender, von den frühern bei aller scheinbaren Ähnlichkeit doch grundverschiedener Charaktere, unter denen ich nur den Dorngrütbauern, die Verkörperung des bürgerlichen Eigennutzes, hervorheben will. Der Schluß des Werkes ist ganz kurz abgebrochen, auch eine jetzt wohlbekannte naturalistische Eigenheit, die aber hier leicht zu verteidigen ist.

Das künstlerisch schwächste aller Werke Gotthelfs, aber stofflich wieder sehr reich, ist das 1843 und 1844 in zwei Bänden erschienene Buch „Wie Anne Bäbi Sowäger haushaltet, und wie es ihr mit dem Doktorn geht,“ ein Werk, das dem Wunsch der damaligen bernischen Regierung seinen Ursprung verdankt, Biziüs möge einmal der Kurpfuscheri und dem medizinischen Volksaberglauben zu Leibe gehen, aber wie alle Werke Gotthelfs nicht tendenziös geblieben, sondern zu wahrer Menschendarstellung durchgedrungen ist. Anne Bäbi Sowäger selbst ist der Typus des Bauernweibes überhaupt und geradezu meisterlich durchgeführt. „Sie steht mit ihrem ganzen tiefliegenden Wesen, mit ihrem Eigensinn, mit der merkwürdigen Mischung von Härte und Gütmütigkeit, Verstand und Unverstand unter seinen Bäuerinnen als einzige Figur da,“ sagt Manuel — sicherlich, litterarisch gesehen, aber wer die Bauern kennt, wird gerade in dieser Gestalt den Typus (der allerdings in neuerer Zeit verändert sein mag) nicht verkennen. Auch Anne Babis Mann ist sehr gelungen, ebenso Jakob der Sohn, Sami der Knecht, Mädi die Magd, endlich Meieli, Jakobs Frau, die sich den lieblichen Frauengestalten Gotthelfs anschließt, in ihrer Armut und Verschämtheit wahrhaft rührend wirkt. Im zweiten Teil spielt die Erzählung mehr und mehr vom Bauernhaus ins Pfarrhaus hinüber,

Pfarrer, Pfarrersfrau, Pfarrerstochter, ein übereifriger Vikar, ein junger Arzt, der Vertreter der Humanität ohne Religion, werden die Hauptpersonen, und damit nimmt, so hübsch, ja bedeutend auch manche Einzelheiten noch sind, das Gefallen an dem Werke ab, zumal auch immer mehr an Stelle der Erzählung die Diskussion tritt. „Anne Babi Sowäger“ hat denn von Gotthelfs Erzählungen auch wohl am wenigsten Glück gemacht, obwohl das Werk nach der Seite der Menschendarstellung hinter den andern nicht zurücksteht. Aber es enthält wie der „Schulmeister“ vieles, was von außen hineingekommen und jetzt nur noch kulturgeschichtlich merkwürdig ist.

In den ersten vierziger Jahren gab Bizius auch einen Kalender heraus, für den er manche kleinere Sachen schrieb, auch politisch-satirische. Da um diese Zeit das politische Leben der Schweiz sehr lebhaft wurde und den Pfarrer von Lüzelsflüh für immer in seine Kreise zog und alle seine spätern Werke beeinflusste, so ist es hier wohl am Platze, seine politische Stellung etwas näher zu betrachten. Sie hängt sehr eng mit seiner religiösen zusammen, über die man sich fast aus allen seinen Werken, namentlich aus „Anne Babi Sowäger“ unterrichten kann. Viele von seinen Gegnern haben in ihm immer den „Pfaffen“ gesehen, selbst Gottfried Keller redet von der pfäffischen und bössartigen Manier Gotthelfs, seiner frivolen und materialistischen Ader. Aber man kann solche Behauptungen gar nicht kräftig genug bekämpfen, sie beruhen auf einem vollständigen Verkennen der Eigenart des Mannes. Bizius verleugnet allerdings den Geistlichen nie, aber seine theologische Weltanschauung, an und für sich gewiß ebenso berechtigt wie jede andre und auch nicht enger als andre, hat ihn, um die drastischen Ausdrücke zu wählen, weder dumm noch schlecht gemacht, es ist nichts Pfäffisches in ihm. Sein Christentum ist ein helles, weltfreundiges Christentum, aber freilich geistiger, nicht materialistischer Natur. Steht auch der Satz „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ Gotthelf seinem praktischen Wesen gemäß an der Spitze der christlichen Lehre, er verlangt doch zuerst die vollständige Durchdringung des Lebens mit dem echten christlichen Geiste, der ihm ebenso weit von Mystik und Asketik wie von süßlichem Pietismus und seichtem Rationalismus entfernt ist. Will man seine Stellung innerhalb des Christentums näher bezeichnen, so könnte man etwa von einem „höhern Rationalismus“ reden, der nicht rein verstandesgemäß ist, sondern Herz und Gemüt einschließt, und dieser Rationalismus ist ja wohl in der reformirten Kirche, der Bizius angehört, immer herrschend gewesen, sodaß der Pfarrer dann wieder als orthodox erscheint, wie er denn auch die Notwendigkeit des Landeskirche stets betont hat. Aber alle diese Untersuchungen haben bei ihm im Grunde wenig Zweck; wie sein Biograph mit Recht sagt: die religiösen Parteibezeichnungen gelten ihm als ganz wertlos an sich, weil er einen ganz andern Maßstab anlegt. Sein Christentum ist ein natürliches Christentum, nicht aus dogmatischen Studien und philosophischen

Grübeleien erwachsen, sondern auf altem, gesundem Volksboden, den wirklichen Bedürfnissen des Volkes gemäß, nur etwas vom Aberglauben gereinigt und vergeistigt, wie es dem Pfarrer angemessen ist. Er weiß sich jederzeit in die Anschauung des Volkes hinein zu versetzen und trägt ihr, soweit es geht, Rechnung, sucht aber dabei doch seine reinere Anschauung unmerklich zur Geltung zu bringen. Das haben seine Gegner geleugnet, aber mit Unrecht; sie schoben dem Dichter die Äußerungen seiner Personen unter. Aber selbst wenn einmal der Teufel bei ihm in Aktion treten sollte, man darf darüber nicht übersehen, daß alle hohen und reinen Stimmungen in Gotthelfs Werken christlich-religiös, und daß diese Stimmungen bei weitem vorherrschend sind. Er war kein gewöhnlicher Utilitarier, wenn er auch das Christentum als die hauptsächlichste moralische Macht des Lebens, als Erweckungsgebiet aller Kräfte im Menschen und als Sporn zu jeder fruchtbaren Thätigkeit ansah. Das Leben in Gott wollte er auch, aber kein thatenloses, kein in die Ferne schweifendes, war er doch selbst durch und durch Thatmensch. Damit ist der Übergang von der religiösen zur politischen und sozialen Stellung Gotthelfs gegeben.

„Seine tugendhaften Helden sind alles konservative Altgläubige, und der Gott der Schriftsteller mit der schicksalverleihenden Feder weiß sie nicht anders zu belohnen, als daß sie entweder reich und behäbig sind oder es schließlich werden. Die Lumpen und Hungerschlucker aber sind alle radikale Ungläubige, und es ergeht ihnen herzlich schlecht,“ so hat Keller von Gotthelfs Gestalten gesagt. Keller war in der Zeit, wo er über Gotthelf schrieb, in dem Bann des Radikalismus, überdies besteht sein Aufsatz über Gotthelf aus einzelnen, zu verschiedenen Zeiten geschriebenen und einander teilweise widersprechenden Rezensionen einzelner Werke, sodaß er nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist. So ist die oben angeführte Behauptung Kellers geradezu unwahr und zeugt von mangelnder Kenntnis der Werke des Dichters. Allerdings verleiht Gotthelf seinen Helden in der Regel religiösen Sinn oder läßt ihn doch nach und nach in ihnen erwachen, die Lumpen dagegen ungläubig sein, aber bei einer großen Anzahl seiner Werke, den frühern namentlich, denkt er gar nicht an politische Parteiverhältnisse, macht auch seine Helden nie durch den Glauben an sich glücklich, sondern durch ihre Tüchtigkeit und saure Arbeit und ebenso die Lumpen unglücklich nicht wegen ihres Unglaubens, sondern wegen ihrer Faulheit und Liederlichkeit. Ganz fern aber liegt es ihm, die Reichen als die wahrhaft Frommen und Gottgeliebten, die Armen als Teufelskinder hinzustellen; ganz im Gegenteil hat er in seinen frühern wie in seinen spätern Schriften Reich und Arm in dieser Hinsicht völlig gleich behandelt und hat seine Stimme sein Leben lang für die Armen erhoben und die Schuld für ihre Verkommenheit nicht bloß ihnen selbst, sondern auch ihren Herren, denen er gewaltige Predigten hält, und den Verhältnissen zugeschrieben. Kurz, wenn irgend einer von den frühern deutschen Dichtern von echt sozialem Geiste er-

füllt ist, so ist es Jeremias Gotthelf, und da sich mit diesem sozialen zugleich echt konservativer Geist verband, so steht er uns heute ebenso nahe, wie er den Liberalen und Radikalen seinerzeit fernstehen und unverständlich sein mußte. Es ist ja bezeichnend für allen Liberalismus und Radikalismus, daß er nie mit der wirklichen Menschennatur und den bestehenden Verhältnissen, sondern immer nur mit dem Abstraktum Mensch und allgemeinen Ideen gerechnet hat; Gotthelf aber kannte den wirklichen Menschen und die Menschen und Verhältnisse, er war mit denen seiner Heimat aufs innigste verwachsen und wußte recht gut, wo ihr Heil lag. Wenn Keller spottet: „Zunächst versteht er unter dem christlichen Staate die alte Republik Bern, welche aus alten christlichen Bauerndynastien besteht, die so lange auf ihren fetten Höfen sitzen dürfen, als sie Christum bekennen. Thun sie dies nicht mehr, so kommen sie um Haus und Hof. Es steht indessen im Evangelium kein Wort davon, daß der rechte Christ ein reicher Berner Bauer sein müsse,“ so richtet sich solches Gerede von selbst, ebenso wie die Vergleichenng Gotthelfs mit einem Kapuziner, der sich nach gehaltner Predigt den Schweiß abwischt und sich hinter die kühle Flasche setzt mit den Worten: „Denen habe ich es wieder einmal gesagt! Eine Wurst her, Frau Wirtin.“ Gotthelf hatte eben erkannt, daß die Kraft seines Volkes auf dem alten, erbgeessenen Bauernstande beruhe, und daß der liberale Zeitgeist, vertreten zum großen Teil durch fremde (deutsche) Professoren und radikale Politiker, die nichts hatten, aber alles haben wollten, diesem Bauernstande gefährlich werden könne. Dagegen erschien ihm ein nichtmückerisches, ehrenhaftes Christentum als das beste Schutzmittel, und wer wollte leugnen, daß es nur die Religion bei dieser Lage der Dinge sein konnte, nicht aber die reine Humanität, die Keller empfiehlt, und die, wenn überhaupt, nur in den Gebildeten wirksam sein kann? Daß die radikale Partei des Kantons Bern allerlei unsaubre Leute enthielt, giebt Keller selbst zu, wenn er schreibt: „Der Kanton Bern ist seit einer Reihe von Jahren durch eine Unmasse von Advokaten, Rechtsagenten, Schreibern und dergleichen überschwemmt worden, welche, angelockt durch die neuerrichtete Universität und einen echt demagogischen Professor, von der Dorfschule weg einige Semester in Bern herumrutschten und dann als halbgebäckne Juristen und Sykophanten großen Unfug im bernischen Volke anrichteten.“ Keller meint zwar, diese Krankheit sei durch die wahre Volksaufklärung geheilt worden (ich möchte eher glauben durch den Schaden, der klug macht), aber wer kann es dem Pfarrer Vitzius verdenken, daß er durch diese Dinge in einen Haß gegen die „Vertreter des Zeitgeistes“ hineingeriet, zumal da sicher anzunehmen ist, daß er in seinem eignen Wirken vielfach durch jenes Agentengefindel gestört wurde, und die Folgen jener Überschwemmung ohne Zweifel lange nachgewirkt haben, was Gotthelf, der im Kanton Bern wohnte, beobachten konnte, der Züricher Keller aber nicht. Gewiß ist Gotthelf bei seinem Streiten gegen den Zeitgeist in der Aufregung des

Kampfes oft zu weit gegangen, er war eben ein kampflustiger Mann, der keine Rücksicht kannte, aber wenn er auch gegen die neue Volksbildung losgezogen ist, die ihm auf nichtsnutzige Halbbildung hinzuarbeiten schien, wenn ihm die moderne Rechtspflege zu dumm erschien und er gelegentlich die gute alte Zeit, die Herrschaft der alten selbstherrlichen Berner Amtmänner der der modernen Regierer von Partei-Gnaden vorzog, so erscheint das uns wohl verständlich, und man darf darüber nicht vergessen, daß es eine Zeit gegeben hat, wo Gotthelf selbst für bessern Volksunterricht eingetreten ist, daß er auch die alte Willkürherrschaft geschildert und sich der Armen und Unterdrückten jederzeit angenommen hat. Ein Reaktionär war er nicht, nicht einmal ein konservativer Parteimann, sondern einer jener natürlichen Konservativen, denen die Erhaltung der Volkskraft und -gesundheit vor allem am Herzen liegt. Daß der Liberalismus, so notwendig er auch für die allgemeine Entwicklung war, diese vielfach geschwächt hat, kann der geschichtliche Rückblick von heute gar nicht bestreiten. Hat aber Gotthelf die alten Besitzverhältnisse aufrecht erhalten wollen, die sozialen Rechte der Besitzenden verteidigt, so hat er auch eindringlicher als irgend ein anderer die sozialen Pflichten der Besitzenden gepredigt, schon weil er ein rechter Priester vor dem Herrn, dann aber auch ein klarblickender und wohlwollender Mann war. Wenn man seine Werke in ihrer Gesamtheit betrachtet, so wird man erkennen, daß man es bei Gotthelf mit einem Konservatismus der edelsten Art zu thun hat, der nicht auf Dickköpfigkeit, Hartnäckigkeit und Schrullenhaftigkeit, sondern einzig und allein auf warmer Liebe zur Heimat und zum Volke beruht und zu einem gesunden Demokratismus durchaus nicht in Gegensatz tritt. Das konnte der politisch besangne Keller, der als Künstler auch nicht gerade hervorragend „sozial“ angelegt war, damals nicht sehen. Und doch hat ihn sein gesunder Menschenverstand und sein Gerechtigkeitsgefühl Gotthelf nicht völlig verkennen lassen; nachdem er ihm in den frühern Teilen seines Aufsatzes die gewöhnlichste Demagogie vorgeworfen hat, sieht er sich am Schluß, bei Gotthelfs Tod, doch veranlaßt, einzugestehen, daß er bei aller Leidenschaftlichkeit kein Reaktionär „im schlechtern Sinne des Wortes und mit allen gangbaren Nebenbedeutungen“ gewesen sei: „Trotzdem er in seinem Genie und seiner gewonnenen Verbreitung die besten Mittel dazu hatte, that er nie den unschuldigsten Schritt, jenen schlechten Kreisen der großen Welt, welche für so viele litterarische Reaktionärlinge die Lebenslust liefern, entgegenzukommen; keinen einzigen derben oder unästhetischen Ausdruck strich er, um sich für den Salon der hochmögenden Residenzdame möglicher zu machen; nie schielte er mit servilem Blick nach fremder Gunst, und nie verleugnete er seinen angeborenen Republikanismus und das Schweizertum, welches er meinte, und nie lobte er andres auf dessen Kosten. Was er sündigte, sündigte er vollständig en famille und mit dem Wahlspruch: »Euch andre geht es nichts an.« Er monärchelte nicht, er katholisirte nicht, jesuiterte nicht,

pietisterte nicht (denn sein Frömmeln war wieder etwas andres und ungleich Frischeres und Reineres, gewissermaßen etwas handwerklich Praktisches); er brummte und grunzte manchmal, aber er pffiff und näselte nie.“ Der langen Rede kurzer Sinn ist, wie mir scheint: er war gar kein Reaktionär und kein Frömmler, sondern ein Mann, ein Mann, der seine Heimat und sein Volk liebte und es auf seine Weise glücklich sehen wollte, was sein gutes Recht war. Parteipolitiker werden freilich nie begreifen, daß in unsers Vaters Hause viele Wohnungen sind. Gottfried Keller aber hat dreißig Jahre später in seinem letzten Werke „Martin Salander“ den guten Kampf Jeremias Gotthelfs zum Teil wieder aufgenommen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bei Wasser und Brot. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei Beginn des Winters, wenn der Aufenthalt im Freien anfängt unbehaglich zu werden, der „Verkehr“ in den sogenannten „Gefangnenhotels“ merklich zunimmt, und daß in den wirklich harten Wintermonaten die Gefängnisse meistens so angefüllt sind, daß für weitere „Gäste“ kaum noch Platz ist. Diese Thatsache erklärt sich zum guten Teil daraus, daß die Zahl der wirklich Arbeitslosen, d. h. derer, die ernstlich nach Arbeit suchen, aber keine finden, im Winter stets größer ist als im Sommer und daher viele in der traurigen Lage sind, in den Wintermonaten ihren Unterhalt, statt durch Arbeit, auf andre Weise, sei es durch Betteln oder auch durch Stehlen zu suchen. Die hierdurch entstehende Zunahme der strafbaren Handlungen hat selbstverständlich auch einen stärkern Besuch der Gefängnisse zur Folge. Außerdem giebt es aber auch eine Menge von Leuten, die ebenfalls betteln, sich herumtreiben, stehlen usw., aber nicht aus wirklicher Not, sondern nur zu dem Zwecke, Unterkunft im Gefängnis zu finden. Man kann es aber auch wirklich einem Landstreicher, der nicht ein besonders zartes Ehrgefühl hat, nicht verdenken, wenn er bei rauhem, kaltem Wetter, womöglich Schneetreiben, den Aufenthalt in einer, man kann wirklich sagen, Staatswärme- und Speisehalle dem Hungern und Frieren auf der Landstraße vorzieht. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, im Winter in eine Gefangnenzelle einen Blick zu thun und die friedlichen und zufriednen Gesichter der Bettler und Vagabunden zu sehen, die hier ihr gutes Unterkommen gefunden haben und es sich nach einem kurzen Marsch vom vorigen „Plage“ nach dem jetzigen wohl sein lassen in dem warmen, saubern Raum, bei warmer Kost und, wenn ihnen das Glück hold ist, auch in angenehmer Gesellschaft von „Kollegen“, der wundert sich gar nicht über die Schar von Bettlern, die im Winter von Haus zu Haus rennen, in der Hoffnung, endlich einmal einem Polizisten oder Gendarmen in die Arme zu laufen.

Ein paar kleine Geschichten mögen zum Beweise dafür dienen, daß der Aufenthalt in den Gefängnissen von den Vagabunden sehr begehrt wird und von ihrem Standpunkte aus auch wohl durchaus begehrenswert ist.